

Der Naturforscher Johannes Müller und sein Verhältnis zur Religion

Wenn unter deutschen Biologen der Name Johannes Müller ausgesprochen wird, so wissen auch heute, fast siebenzig Jahre nach seinem Tode, alle, daß der geniale Sohn der Rheinlande gemeint ist, jener Forscher, der trotz so staunenswerter Entdeckungen der zwei auf ihn folgenden Generationen als Stern erster Größe unter den Physiologen und Zoologen weiter leuchtet.

Daß hier die Frage nach dem Religiösen in seinem Leben gestellt, erörtert und nach Möglichkeit beantwortet wird, geschieht zunächst wegen der überragenden Forschergröße des Mannes. Denn soll das Leben und Wirken reich veranlagter und erfolgreich tätiger Menschen aus der Tiefe erkannt und gewertet sein, dann muß auch — darauf besinnt man sich gegenwärtig wieder — genauer erforscht werden, wie sie nach Verstand und Willen religiös eingestellt waren, wie sie nach außen, und mehr noch, wie sie innerlich ihren Gott bekannt und verehrt, inwieweit sie in Gott und aus Gott gelebt haben. Und diese religiöse Frage darf ganz besonders bei den großen Naturforschern gestellt werden. Denn sie vor allem sollten mit ihren Geistesaugen die stoffliche Hülle durchdringen und das Diamantleuchten der Gottheit in der Natur schauen. Daß die Antwort vielleicht wenig befriedigend lauten könnte, daß sie nicht klar genug oder nicht abschließend sich geben läßt, ist kein genügender Grund, der Frage nicht ernstlich näherzutreten.

Dafür, daß diese Frage gerade jetzt bei Johannes Müller erörtert wird, können mehrere äußere Gründe angeführt werden: eine vor kurzem erschienene ausführliche Biographie Müllers¹, welche wohl die Biographie des berühmten Mannes bleiben wird; die in der Gegenwart sichtlich gewachsene Wertung des Religiösen gerade auch bei den akademisch Gebildeten; auch die rheinische Jahrtausendfeier, denn der große rheinische Forscher war, ohne für die Bedeutung der übrigen europäischen Nationen irgendwie blind zu sein, zeitlebens aufs engste mit Deutschland und deutscher Art verwachsen.

I.

Zunächst wird es gut sein, den Naturforscher Johannes Müller arbeitend auf den weiten Gefilden der biologischen Wissenschaften etwas genauer zu betrachten. Dies um so mehr, weil er selbst von Fachgenossen oft genug nicht in seiner vollen Bedeutung allseitig erkannt wird, da die Physiologen in ihm fast nur den Physiologen, die Zoologen fast nur den Zoologen schätzen. Indem wir den akademischen Lehrer und den Forscher kennenlernen, bekommen wir zugleich notwendige Voraussetzungen und ein gesteigertes Interesse für unser eigentliches Thema. Nur das Allerwichtigste aus den äußern Lebensverhältnissen sei vorausgeschickt.

¹ Wilhelm Haberling, Johannes Müller. 8^o (501 S.) Leipzig 1924, Akademische Verlagsgesellschaft. — Wo nicht anders gesagt, beziehen sich unsere Zitate mit Seitenangabe auf dieses sehr fleißig gearbeitete Werk.

Auf seinem Lebenswege von 57 Jahren hatte Müller nur drei feste Stationen: Koblenz, Bonn, Berlin; er ist in Koblenz 1801—1819, in Bonn 1819—1833, in Berlin 1833—1858. Über die Bonner und Berliner Jahre enthalten viele Monate, in denen der Gelehrte gleichsam die Kulturstufe der Sesshaftigkeit aufgibt und im Dienste der Forschung ein wahres Nomadenleben führt. So verläßt schon der junge Doktor der Medizin für drei Semester Bonn, um seine wissenschaftliche Ausbildung in Berlin zu vertiefen. Aber im Herbst 1824 ist er wieder in Bonn, und zwar als Privatdozent. Bereits zu Anfang 1826 außerordentlicher Professor geworden, verheiratet er sich im April 1827 mit einer Koblenzerin. Sehr anstrengende Studien bewirken eine schwere Erkrankung. Von einer ersten größeren Reise nach Süddeutschland, die zugleich als notwendige Erholungs-, verspätete Hochzeits- und biologische Forschungsreise bezeichnet werden kann, kehrt er im Herbst 1827 völlig genesen nach Bonn zurück. Die Jahre 1828 und 1829 schenken ihm seine beiden Kinder Marie und Max, im Sommer 1830 kam die Ernennung zum ordentlichen Professor; dem erst Neunundzwanzigjährigen schien zum irdischen Glück nichts mehr zu fehlen, mochte auch das Einkommen zunächst noch knapp sein. Doch unausgesetzt arbeitete, forschte, schrieb, strebte Müller weiter. Und das fast Unglaubliche erreicht er: bereits am 27. April 1833 schreibt er von Berlin aus einen Brief an seine noch in Bonn weilende Frau — als ordentlicher Professor der Physiologie an der Universität Berlin. Er ist der Nachfolger von Karl Asmund Rudolphi († Nov. 1832), in dem er zehn Jahre vorher in Berlin den Lehrer und Forscher verehrt und bewundert hatte. Müller hat die Berliner Professur bis zu seinem Lebensende behalten; er ist genau 25 Jahre nach ihrer Übernahme gestorben. Zweimal kam ernstlich ein Ruf nach München in Frage; zunächst 1841 nach dem Tode des Physiologen Ignaz Döllinger, dann nochmals 1853. Mochte ihn auch manches zur Isarstadt ziehen, er blieb in Berlin. Hier war er bereits 1834 Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden, in der er dann Jahr für Jahr sehr tätig blieb. Die vielen andern Auszeichnungen des In- und Auslandes, die ihm zuteil wurden und die er gern entgegennahm, seien hier übergangen. Dekan der medizinischen Fakultät wurde er 1842 und 1846; eine Wahl für 1853/54 lehnte er ab. Schon im Jahre 1838 stand er als Rektor an der Spitze der Universität; aber auch für das schlimme Berliner Universitätsjahr 1847/48 traf ihn das bittere Los des Rektorats, eine Amtszeit größter Sorgen und Bitternisse, die schließlich zum seelischen und gesundheitlichen Zusammenbruch führte. „Los von dem Vulkan in Berlin“, fand er in Bonn und Südfrankreich zwar Heilung, aber doch nicht mehr die alte geistige Flugkraft. Sein altes Mütterchen in Koblenz hat er nur um sechs Jahre überlebt.

In seiner Berufsarbeit zeigt sich Müller sehr vielseitig, dabei aber überall in die Tiefe gehend. Zunächst war er durch 34 Jahre voll und ganz akademischer Lehrer, ein Lehrer, der nach jeder Seite hin entsprach, der die begeisterte Verehrung aller ernst strebenden Studenten errang und dauernd behielt. Er gehört unbestritten zu den großen akademischen Lehrern des 19. Jahrhunderts. Wenn er vortrug, so sprachen nicht nur sein Wort und sein reiches Wissen, auch seine Seele und selbst sein Auge wurden beredt. Seitdem er in Berlin war, las er in erster Linie und ganz regelmäßig über Physiologie; aber stets hielt er noch andere Vorlesungen: Pathologie, vergleichende Anatomie, einzelne aus dem Gebiet der Zoologie. Zu den Vorlesungen kam die Leitung praktischer Übungen, die er besonders für wissenschaftlich strebsame Schüler mit großer Hingabe, vielem Zeitaufwand und unter oft schwierigen äußern Verhältnissen abhielt. Wahrhaft staunenswert ist auch, was Müller in der Verwaltung, stetigen Vergrößerung und sorgfältigen Ordnung des Berliner anatomischen Museums geleistet hat.

Noch das alles zeigt nur die eine Seite seiner Tätigkeit. Müller als Forscher ist noch größer und erfolgreicher. Hier ist sein Schaffen so gewaltig, beharrlich und fruchtbringend, daß es für sich allein eine volle Lebensarbeit darstellt.

Nein äußerlich liegt das Ergebnis dieser Forscherarbeit in einem umfangreichen gedruckten Schrifttum vor. Schon sein bekannter Schüler G. du Bois-Reymond hat bald nach Müllers Tod die quantitative Seite desselben berechnet: in 37 Jahren 267 Schriften, darunter 20 selbständige, die übrigen als Abhandlungen in Zeitschriften, zusammen 950 Bogen mit 350 Tafeln! Freilich würden moderne Forscher zumeist knapper schreiben. Ungezählte Abende und halbe Nächte hat dieser Mann mit dem eisernen Arbeitswillen an den fast 1000 Bogen nach der Forscherarbeit des Tages geschrieben. Auch dem Inhalt nach sind die allermeisten Schriften Müllers wirklich „Qualitätsware“. An dieser Stelle sei nur ein Werk Müllers dem Titel nach angeführt, das epochemachende zweibändige *Handbuch der Physiologie*, das abteilungsweise in der Zeit von 1833 bis 1840 erschien — der erste Band erlebte vier Auflagen — und das nicht nur eine Fülle eigener Forschungsergebnisse, sondern auch das Brauchbare aus der Literatur kritisch verwertet und Müllers ungeheure Belesenheit und Gedächtniskraft offenbart.

Viele sehen übrigens die größte Leistung des Forschers Johannes Müller nicht in den positiven Ergebnissen seiner Untersuchungen, sondern darin, daß er als biologischer Forscher für seine und für die spätere Zeit wegweisend und wegbahnend geworden ist, in seiner Methode, die sich schon bei dem jungen Privatdozenten von der damals die Biologie beherrschenden „Naturphilosophie“ — Müller nennt sie die falsche Naturphilosophie — bewußterweise abwandte und den Weg der Erfahrung und der genauen Beobachtung, den man vorab in Deutschland verlassen hatte, wiederum betrat. Der Bonner Physiolog M. Nußbaum hat es geradezu ausgesprochen, daß „für die biologische Wissenschaft Johannes Müller der Bacon von Verulam des 19. Jahrhunderts“ ist; und er wagt sogar den Satz: „Das in der ersten Zeit seines Bonner Privatdozententums abgelegte Bekenntnis Johannes Müllers [zu dieser Methode] bezeichnet mir den Gipfel seiner in den Wissenschaften erreichten Laufbahn“, ein Urteil, das wir freilich nicht für ganz berechtigt halten.

Recht eigenartig ist, daß Müller seine Forschungen nicht ständig dem gleichen Wissenszweig widmete. Da kommt es mehrmals zu einer fast vollkommenen Metamorphose. Zuerst gehört seine Arbeitskraft fast ausschließlich der Physiologie, d. h. der Physiologie des Menschen unter Heranziehung der Wirbeltiere. Aber mit dem Jahre 1840 ist Müllers physiologischer Forschungsdrang erstorben. Von da an arbeitete er ausschließlich als Zoolog. Mit ganzer Kraft und Hingabe arbeitet er in der vergleichenden Anatomie und gewinnt für die Systematik der Wirbeltierklassen, also der Vögel, Reptilien, Amphibien, besonders aber der Fische zum Teil grundlegende Erkenntnisse, die dauernd von Wert geblieben sind. Um die Mitte der vierziger Jahre kommt ein neuer Wechsel; mit wahrer Leidenschaft werden nun ontogenetische Studien betrieben, indem er nach den Larvenformen des großen, ausschließlich marinen Tierstammes der Stachelhäuter oder Echinodermen fahndet. Der Professor der Physiologie lebt jetzt ganz der Frage: Welches sind die Jugendformen der seltsamen Tiere, die als Seeigel, Seeesterne, Schlangen-

sterne, Seelilien und Seewalzen so bizarre Gestalten aufweisen, und wie entwickeln sich diese Jugendformen zu den Vollformen? Und nach Arbeiten, die an seine Geduld, seinen Fleiß, seinen Scharfsinn die allergrößten Anforderungen stellten, findet er all diese seltsamen Larven auf. Sowohl die Wirbeltiere, deren vergleichende Anatomie Müller so gefördert, wie die Stachelhäuter, deren Ontogenese er erfolgreich untersucht hatte, führten den Forscher für längere Zeit zu fossilen Tierformen, zur Paläontologie. Er studierte besonders die Stachelhäuter der ältesten Vorzeit, die Devon-Rrinoiden seiner Heimat (Koblenz, Eifel). Aber die langjährigen Forschungen an den Stachelhäuterlarven hatten Müllers Interesse dauernd der Kleinf fauna des Meeres — damals eine fast unbekannte Welt — zugewandt. So kam er — für seine letzten Forscherjahre — zu Protozoenstudien oder, wie er selber noch sagte, zum Studium der Infusions-tierchen, worin er für die Erforschung der später berühmt gewordenen Radiolarien oder Strahl-tierchen noch grundlegend wurde.

Getreu seinen methodischen Grundsätzen, daß von der Beobachtung und Erfahrung auszugehen sei, benützte Müller für die Bewältigung all der wissenschaftlichen Probleme, die er sich gestellt hatte, das ganze ihm zugängliche tierische Untersuchungsmaterial. In seiner Absicht lag sogar die volle Ausnützung der überhaupt bis dahin bekannt gewordenen und in den großen europäischen Sammlungen aufgespeicherten zoologischen Schätze. Die Sammlungen in Bonn und später die in Berlin reichten ihm nicht aus; er kam zum Entschluß, die auswärtigen naturgeschichtlichen Museen und Institute gründlich zu studieren. Während des Semesterbetriebes zeigten sich die Probleme; es erfolgte ihre erste Durcharbeitung; dabei ergaben sich dann die Reiseziele für die Zeit der Ferien, die für Müller allerintensivste Arbeit auf fremder Erde bedeuteten.

War diese Zeit herangekommen, dann eilte er mit größter Beschleunigung — er mutete sich in jener eisenbahnlosen Zeit oft ununterbrochen durch mehrere Tage und Nächte die größten Reisestrapazen zu — an sein Ziel und arbeitete da zwei, vier und mehr Wochen Tag für Tag in einem Stundenausmaß, wie es Licht- und andere Museumsverhältnisse nur immer gestatteten. Dabei lebte er sehr bescheiden, oft ärmlich. Vor dem Hauptreisezweck wird alles übrige zur unbedeutenden Nebensache, obschon er auch darauf aus ist, an den Abenden und in sonstigen freien Stunden die großen Kulturzentren der europäischen Hauptstädte vorab in ihrem Kunstschaffen auf sich einwirken zu lassen. Die erste große wissenschaftliche Reise ging 1828 bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung nach Berlin; dreimal — 1831, 1838, 1844 — weilte er für längere Zeit in Paris, desgleichen 1831 in Leiden, 1834 in Wien, 1837 in London. Zu diesen Stationen mit langem Aufenthalt kamen noch zahlreiche andere mit nur ein- oder zweitägigem Verweilen.

Aber noch großartiger und zahlreicher wurden diese Forschungsreisen, seitdem Müller die Zauberkraft des Meeres und der marinen Fauna hatte auf sich einwirken lassen. Diese Fauna mußte lebendig, mußte am und im Meere studiert werden. Damals gab es noch keine Aquarien für marine Fauna, erst recht noch keine marinen zoologischen Stationen, wie wir sie jetzt schon seit Jahrzehnten an so vielen Küsten mit größtem Aufwand von Arbeitsplätzen, Instrumenten, geschultem Personal besitzen. Müller kam und forschte rein als Privatmann; mit eigenem Geld, eigenen Instrumenten, eigens von ihm erfundenen Methoden. Bald wurde das heiß geliebte Meer die fast immer überaus ergiebige Hauptquelle für seine Forschungen. Und aus allen europäischen

Meeren hat er geschöpft. Im Jahre 1838 studierte er an der südfranzösischen Küste nahe bei Marseille; 1841 zusammen mit seinem schwedischen Herzensfreund Professor Regius auf einer Insel in der Nähe von Gotenburg, womit er einen Besuch von Stockholm verbinden konnte, wo Regius († 1860) Professor der Anatomie war. Hochbefriedigt war er von dem ersten Aufenthalt in Helgoland 1845; deshalb arbeitete er 1846 und nochmals 1854 auf der gleichen Insel. Im dänischen Gebiete bei Helsingör forschte er 1847, wiederum bei Marseille 1849, in Schleswig bei Flensburg im Frühling 1850. Dann kam Triest, das als Forschungsdorado von ihm gepriesene Triest, in den Sommern 1850, 1851, 1852 und noch im Frühling 1853. Ganz neue Verhältnisse und neue Forschungsfreuden brachte Messina im Jahre 1853, große Enttäuschung hingegen das nordische Bergen 1855. Bei all diesen marinen Forschungen hatte Müller zu seiner Benugtung sehr oft jugendfrohe und arbeitsfrische Studenten der Zoologie um sich. Nur zuletzt nicht mehr. Kaum mit halber Kraft, nur von seiner Frau begleitet und unterstützt, arbeitete er 1856 an der französischen Riviera (Cette, Nizza), desgleichen im Sommer 1857 (Tropéz). Es war dies der wehmütige Abschluß von ungezählten Arbeitswochen am Meere. Eine flüchtige Berechnung ergibt, daß Müller im ganzen mehr als zwei Jahre seines Lebens darauf verwandt hat, die marine Fauna in ihrem Lebensreich zu beobachten und zu fischen, zu untersuchen und zu zeichnen.

Mit diesen Berichten haben wir uns anscheinend recht weit von unserem eigentlichen Gegenstand entfernt. Aber wir haben damit nicht nur in Johannes Müller anschaulich den leidenschaftlichen und erfolgreichen Naturforscher gezeichnet, wir sind auch auf diesem etwas langen Wege dazu gekommen, die Entstehung der von ihm an seine Familie geschriebenen Briefe und deren Bedeutung für die Gewinnung seines Charakterbildes zu erfassen.

Über Müllers Privat- und Familienleben während der Wochen und Monate der Semesterarbeit wissen wir recht wenig; noch weniger über das eigentliche Innen- und Seelenleben des Forschers für diese Zeitabschnitte. Denn darüber hat sich Müller in mündlicher Aussprache weder vor Fremden noch vor Freunden je geäußert: solche, die Jahre hindurch an seiner Seite Tag für Tag gearbeitet haben, mußten bekennen, daß er nicht in sich hineinblicken ließ, daß seine Seele verschlossen und versiegelt war. Aber auf den allermeisten Forschungsreisen war er von Frau und Kindern nicht begleitet. Und das führte bei den häufigen und langen schwer empfundenen Trennungen — das Familienleben war über 30 Jahre ein innig glückliches — zu einem ausgedehnten Briefverkehr mit seiner Frau, später auch mit den beiden Kindern Marie und Max.

Diese zahlreichen Briefe Müllers — leider nicht die seiner Frau an ihn — sind erhalten. Haberling hat sie in der neuen Biographie, die chronologisch voranschreitet, nicht nur ausgenüzt, sondern auch vollständig zum Abdruck gebracht, wodurch das Buch sein besonderes Gepräge und einen eigenartigen Reiz erhalten hat. Wenn aber der sonst verschlossene Mann sein Innenleben überhaupt irgendwo und irgendwann hat nach außen dringen lassen, so muß es in diesen Briefen gewesen sein. Und das ist tatsächlich der Fall gewesen, wenn schon nicht so reichlich, wie man es wünschen möchte. Deshalb war Klarzulegen, wie es zu diesen Briefen kam, und dazu noch, unter welchen Umständen und aus welcher Einstellung heraus sie geschrieben sind.

Noch eine Frage drängt sich zum Schlusse dieses Abschnittes auf. Ist bei einem Manne, der so viel Berufsarbeit leistete, der dazu im Übermaß Zeit und Kräfte schwerer Forschungstätigkeit opferte, der ganz augenscheinlich im

Berufs- wie im Forscherleben von starkem Ehrgeiz getrieben wurde, ist bei einem solchen Mann noch Zeit und Kraft und Lust für ein engeres Verhältnis zur Religion und zu Gott vorhanden? Eine fast notwendige Voraussetzung dafür, daß unter solchen Umständen tieferes religiöses Leben bestehen könnte, wäre eine reiche Mitgift an religiöser Veranlagung, die sich in der Jugendblüte des Lebens nicht nur erhalten, sondern entfaltet und gesteigert hätte. Das führt uns dazu, zunächst Müllers Jugend nach ihrer religiösen Seite zu betrachten.

II.

Was Haberling mit Bienenfleiß über Müllers Knaben- und erste Jünglingsjahre an allerlei Notizen sammeln konnte, bietet zum Verständnis der religiösen Jugendentwicklung des an Körper wie an Geist und Gemüt von Gott reich begabten Kindes recht wenig.

Schon am Geburtstage, 14. Juli 1801, wurde der Knabe in der Liebfrauenkirche zu Koblenz getauft. Sein Großvater, der des Schreibens unkundige Winzer Johannes Müller aus Müden — in den Kirchenbüchern der Moseldörfer Müden und Hagenport konnten Müllers väterliche Vorfahren bis zum Jahre 1726 ermittelt werden — war bei der Taufe des ältesten Enkels Pate. Des Kindes Vater, der in der Franzosenzeit ein sich flott entwickelndes Schuhmachergeschäft in Koblenz begründet hatte, dürfte zur Pflege des religiösen Lebens in der Familie nicht sehr viel beigetragen haben. Die religiöse Seele der Familie war die Mutter Theresia, „eine außerordentlich tüchtige Hausfrau von großem sittlichen Ernst und tiefer Religiosität. Von ihr hat Johannes den Urkern seines Wesens ererbt“ (10). Daß aber sie allein für eine kraftvolle und gefestigte Erziehung doch nicht ausreichte, das zeigen deutlich genug ihre zwei jüngeren Söhne, die nach des Vaters frühem Tod (1820) vor allem unter der Leitung der Mutter ihre Knaben- und Jünglingsjahre verlebten, aber durch ihr späteres Leben weder die Mutter noch den älteren Bruder zufriedenstellten.

Von Johannes kann der Biograph melden: „Schon als kleiner Bub von sieben Jahren bewunderte er voll Andacht den glänzenden Gottesdienst in der Kirche; besonders hatten es ihm die reich gestickten und geschmückten Gewänder der Priester angetan. Damals schon erklärte er: ‚Ich will Pastor werden‘, und spielte mit seinen Freunden Altärchen, d. h. er ahmte in Miene, Haltung und Gewand den Priester nach“ (10) und wohl auch die heiligen Handlungen, welche er die Priester am Altar und sonst im Gotteshaus verrichten sah. Doch wird beigelegt, daß er ebenso ein „begeisterter Nachahmer des Soldatendienstes“ war. Nach obigen Worten und nach der führenden Stellung, die schon der Knabe seinen Altersgenossen gegenüber einnahm, liegt es nahe, zu vermuten, daß er zu den Ministranten in der Kirche gehörte.

Wie es scheint, ist über die erste Beicht, über die erste heilige Kommunion und die Vorbereitung dazu, ferner über den Empfang der Firmung, d. h. über die feierlichsten Stunden und Tage aus dem Leben eines katholischen Knaben in einer katholischen Stadt, nichts überliefert. Und doch müssen diese und andere weishevolle Stunden stärker auf die junge Seele eingewirkt haben. Dafür sprechen nicht nur die eindrucksvollen Feierlichkeiten, welche damals an solchen Tagen ein Stück Himmel auf die Erde riefen, sondern auch die Worte des Knaben, daß er Priester werden wolle, sowie die Tatsache, daß auch die Mutter die zuversichtliche Hoffnung hat, ihren Johannes als Priester am Altare zu sehen, ein Wunsch, der noch 1819 in ihrem Herzen lebt.

Dieser Wunsch dürfte der Mutter auch die Kraft gegeben haben, beim Vater, der den Jungen zum Schuhmacher oder Sattler ausbilden wollte, es durchzusetzen, daß er mit zehn Jahren in die „höhere Schule“ übersiedelte. So ging denn Johannes seit 1811 täglich aus der „dunklen Jesuitengasse“, in der das elterliche Haus lag, zum alten Jesuitenkolleg, von dem ein Teil der Räumlichkeiten für diese höhere Schule bestimmt war. Mit dieser Schule war es aber damals — vierzig Jahre nach Aufhebung des Jesuitenordens und fast zwanzig Jahre nach der Besetzung der Stadt durch Frankreich — recht arm bestellt. Sowohl die wissenschaftliche Ausbildung als auch die religiöse Erziehung ließen sehr zu wünschen übrig¹. Als die Schule mit dem 1. September 1815 in ein „Königl. Preussisches Gymnasium“ umgewandelt worden war und mehrere neue Lehrkräfte erhalten hatte, ging es wissenschaftlich rasch aufwärts. Johannes Müller wurde bei seinen hervorragenden Anlagen sehr bald ein tüchtiger Lateiner und Grieche, wie er im späteren Leben noch wiederholt bewiesen hat.

Da aber Schüler wie Lehrerschaft sich aus Katholiken und Protestanten zusammensetzten, wird die Schulführung in etwa simultanen Charakter gehabt haben. Die Reorganisation der Koblenzer Schule war vorab die Tat von Johannes Schulze, dem bekannten preussischen Schulreformer, an dem Müller von der Gymnasialzeit in Koblenz bis zu den Jahren seiner Berliner Professur einen einflußreichen Förderer hatte, während Schulze († 1868) „später oft bis ins höchste Alter es dankbar als eine Fügung der Vorsehung gepriesen hat, daß er es sein durfte, der Müller die Wege seiner Sternlaufbahn ebnen durfte“ (15).

Damals kam ein neuer Religionslehrer (Ußmann) nach Koblenz, der noch für Müllers zwei letzte Gymnasialjahre den Religionsunterricht erteilte. Im Sommer 1817 hatte Müller als Primaner bei ihm „Tugendlehre und Religionsgeschichte bis Konstantin d. Gr.“ Ußmann war aber nicht ausschließlich Religionslehrer; er hatte z. B. in dem nämlichen Sommer noch vier Stunden Latein in Prima, zwei Stunden lateinische Stilübungen und zwei Stunden Virgil. Es wird jeweils sehr von der Persönlichkeit des Lehrers abhängen, ob diese Vereinigung von Fächern die religiöse Ausbildung und Erziehung nicht schädigt.

Haberling erwähnt, daß zwei Aufsatze Müllers vom Jahre 1817 noch heute im Besitz der Familie sind. Nach einer Probe, die in der Biographie abgedruckt ist, wird man kaum erwarten dürfen, in diesen Aufsätzen über die religiöse Seele des damals Sechzehnjährigen viel zu finden. Der wiedergegebene Aufsatz hat den Titel: „Brief eines Studierenden an seinen Vater, worin er ihm die Gründe entwickelt, warum er sich den Wissenschaften widmen will.“ Das war vielleicht ein frei gewähltes Thema; sicherlich ein Thema, das den jungen Müller ansprechen mußte und einen religiös eingestellten Schüler hätte veranlassen können, dessen religiöse Seite zu entwickeln. Aber wir finden nur das matte Säglein: „Durch Geistesbildung allein werden wir jenem hohen Ziele näher geführt, welches der Allmächtige uns gesetzt hat.“ Der Aufsatz schmeckt stark nach der Aufklärungszeit, ist reinste Nur-Vernünftigkeit. Wieviel davon eigenes Seelengewächs und wie viel Gedankengut des Lehrers ist, läßt sich selbstverständlich nicht entscheiden.

¹ Haberling, Johannes Müller 14. Über die damaligen rheinischen Schulverhältnisse und ihre Reform vgl. Prof. Dr. Deichmann, Die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in den Rheinlanden. („Kölnische Volkszeitung“, Beilage: Im Schritt der Zeit, 13. und 20. September 1925.

Im Gegensatz zu den Ausführungen in dem genannten Aufsatz steht, daß Müller, als er am 1. August 1818 in Koblenz für ein Jahr den Soldatenrock anlegte, schriftlich erklärte, er wolle „die Rechte studieren“; später ist davon freilich nie mehr die Rede. Erst nach dem Militärjahr — die damaligen Schulverhältnisse brachten das mit sich — im September 1819 bestand Müller am Koblenzer Gymnasium die Reifeprüfung. Schon im Oktober zog er dann rheinabwärts nach Bonn, wo erst im Jahre vorher die Universität gegründet worden war. Erst hier fiel die definitive Entscheidung in der Berufswahl. Peter Jos. Seul, schon am Gymnasium wie auch im späteren Leben Müllers vertrauter Freund, der in Bonn damals katholische Theologie studierte, aber bald zur Philologie überging, und später eine Reihe von Jahren in leitender Stellung an der bekannten Ritterakademie in Bedburg wirkte, ist die gewiß zuverlässige Quelle für die folgende Darstellung bei Haberling: „Die Rechte kamen anscheinend nicht mehr in Frage, wohl aber handelte es sich um die Entscheidung, ob er dem Wunsche der Mutter entsprechend Theologie studieren solle oder Medizin. Mehrere Tage schloß er sich in seiner Studentenbude ein, um in der Stille nochmals das Für und Wider zu überdenken; als er aus ihr wieder hervortrat, da hatte er sich entschieden, er wollte sich der Heilwissenschaft widmen“ (24). Das klingt ebenso geheimnisvoll wie romantisch. Man möchte dem jungen Müller von damals wirklich in die Seele hineinschauen. Daß ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der nach seiner Gymnasialzeit bereits ein Jahr Militärdienst hinter sich hatte und aus den Zeit- und Schulverhältnissen des zwanzig Jahre französisch gewesenen Koblenz herausgewachsen war, durch mehrere Tage in der angegebenen, ganz auffälligen Weise sich das Für und Wider überlegt, ist ganz ungewöhnlich. Es konnte sich bei der Frage, ob Theologie, nicht lediglich darum handeln, dem Wunsche der Mutter zu entsprechen; vielmehr muß in der eigenen Seele eine starke, selbst durch das Militärjahr nicht geschwundene Neigung zur Theologie vorhanden gewesen sein. Das zeigt aber mit aller Klarheit — und dies steht ja hier zunächst in Frage —, daß das Religiöse wenigstens damals seine Seele in einem Maße erfüllte, wie es bei dem Durchschnitt der Studenten seines Alters nicht der Fall ist. Überraschend ist, daß Müllers entschiedene Art bei der Berufsprüfung, wie es scheint, von selber auf ein Mittel verfiel, das dem Exerzitienverfahren wenigstens äußerlich ähnlich ist.

Hier sei ein kleines Gedicht eingeschaltet, das zwei bis drei Jahre später entstanden sein wird und zeigt, wie Nanny Zeiller aus Koblenz, die im Jahre 1827 Müllers Frau wurde, den nach außen fast übermütig frohen Universitätsstudenten von damals bewertete, mag sie auch dichterisch übertrieben haben. Das Gedichtlein ist Müller gewidmet und hat die Überschrift „Mein Heiliger“.

Wen von den Heiligen allen ich am meisten mit Andacht verehere,
Soll ich von Herzen gestehn. — Nun denn, so sei es gesagt:
Ihn vor allem, den Reinen, den göttlichen Liebling Johannes,
Der nur die Liebe gekannt, Liebe nur einzig gelehrt.
Welcher Schugheilige ist auch dem heilig geliebtesten Jüngling,
Meinem vortrefflichsten Freund, den ich verehere, so gleich? ¹

¹ Es sei bemerkt, daß aber nicht etwa der Evangelist Johannes Müllers Namenspatron war, sondern Johannes der Täufer. Echt katholische Art war es, daß Müllers Namenstag,

Hierher gehört auch eine Stelle aus der berühmt gewordenen Gedächtnisrede, die Rud. Virchow am 14. Juli 1858 in der Aula der Berliner Universität auf Johannes Müller drei Monate nach dessen Tod hielt. Virchow glaubt sich zu folgenden Worten berechtigt: „Ich kann nicht anders sagen, als daß Müller im Vortrag und in der getragenen Manier an den katholischen Priester erinnerte. Alte Eindrücke der frühen Kindheit mögen auch hier bestimmend gewesen sein. Wenn er als Dekan in der Amtstracht auf die cathedra superior stieg und mit feierlichen, kurz abgebrochenen und wie in sich zusammengezogenen Worten die lateinische Formel der Doktor-Promotion aussprach, ja selbst, wenn er seine gewöhnliche Vorlesung mit fast murmelnden Worten begann oder wenn er mit religiösem Ernst die Kernfragen der Physiologie abhandelte, da schien alles, Ton und Miene, Bewegung und Blick die Traditionen des römisch-katholischen Klerus zu verraten“ (482).

Daß Müller gern an das Erhabene des Priestertums dachte, zeigt er zuweilen noch in seinem späteren Leben, ganz auffallend z. B. bei einer recht feierlichen Gelegenheit, als er nämlich, 23 Jahre alt, in Bonn seine aufsehenerregende Habilitationsvorlesung hielt. Darin findet sich folgende Stelle: „Ich habe mich schon oben bemüht, zu zeigen, daß die Naturforschung auch etwas Religiöses an sich habe; damit will ich sagen, daß sie auch ihren Kultus habe. Man kann, glaube ich, hinzufügen, sie hat auch ihre dauernden Priester.“ Diese Sätze wären natürlich in ihrem Zusammenhange mit dem vollen Texte zu würdigen. Wenn auch Müller sich damals grundsätzlich bereits von der in jener Zeit die ganze Naturforschung beherrschenden „Naturphilosophie“ losgesagt hatte, so blieb ihm dennoch manches davon in der Denkweise und noch mehr in der Darstellung, die in den angeführten Sätzen die wünschenswerte Klarheit nicht zeigt; wohl deshalb, weil beim Vortragenden die volle Klarheit des Gedankens nicht erreicht war. Der junge Privatdozent hatte wohl die Anschauung: Ideale Naturforschung hat etwas Religiöses; sie kann und sollte zum Kultus der Gottheit werden; und der Naturforscher von Beruf sollte gleichsam im Namen der nicht des Denkens fähigen unbelebten und belebten Natur als opfernder Priester vor Gott stehen.

Müllers Biograph Haberling hat das Schlusssätzchen des angeführten Zitates als so bezeichnend für den großen rheinischen Naturforscher gehalten, daß er auf die erste Seite seines Buches das Motto schreibt: „Die Naturforschung hat ihre dauernden Priester.“ Ob sich aber Johannes Müller, der diese Worte 1824 wie ein Programm ausgesprochen, in seinem Todesjahre 1858 sagen konnte, er habe denselben in dem höheren Sinn, den sie doch haben müssen, entsprochen?

III.

Johannes Müller stand mehr als drei Jahrzehnte lang als Lehrer, Forscher, Schriftsteller mitten im öffentlichen wissenschaftlichen Leben. Man wird fragen: Wenn seine gedruckten Werke fast 1000 Druckbogen füllen, wie hat er sich denn in diesen der Öffentlichkeit übergebenen Schriften zur Religion gestellt? Es ist einleuchtend, daß er als wissenschaftlicher Naturforscher, der direkt religiöse Stoffe nicht behandelte, sich unmittelbar darüber nicht auszusprechen hatte. Aber man erhält doch den Eindruck, daß Müller über Gebühr zurückhaltend

wie aus zahlreichen Briefen des Biographen erhellt (vgl. z. B. S. 447), auch in Berlin Jahr für Jahr im Schoße der Familie am 24. Juni festlich begangen wurde.

war, daß er verschlossen blieb und sein wollte, daß er sein Innerstes nicht zeigte. Freilich ist dabei zu bedenken, daß Müller nie irgend eine populäre naturwissenschaftliche Schrift geschrieben hat; ferner, daß damals die großen Feinde der Religion, der Materialismus und Monismus, noch nicht aufgetreten waren, daß aber in der vorausgehenden Zeit zahlreiche überaus feichte teleologische Naturbetrachtungen einer echt theistischen Naturauffassung mehr geschadet als genügt hatten.

Vor allem aber ist zu betonen, daß Müller in all seinen Schriften nicht Stellung gegen das Christentum genommen hat, wenigstens nicht bewußt und dauernd. Niemand wird es religiös als Mangel deuten, wenn sich bei ihm nicht jeder seiner theoretischen Sätze auf der kritischen Wage christlicher Philosophie oder auf der Goldwage des katholischen Dogmas als gediegenes Edelmetall erweist. Zumal auch Müller selber seine wissenschaftliche Mauerzeit gehabt hat und später nicht alles früher Geschriebene festhielt. Doch gehen wir etwas ins einzelne.

Zunächst war Müller nie ein Freund und Anhänger des Materialismus, auch für die Erklärung des organischen Lebens nie ein Anhänger des Mechanismus. Er war und blieb Vitalist, dazu Gegner der Urzeugung und schon vor Darwin — der neue Stern ging erst ein Jahr nach Müllers Tod auf — ein ganz ausgesprochener Gegner jedweder Deszendenz, erst recht einer rein materialistisch gefaßten, welche letzterer er sicherlich auch in den folgenden Jahrzehnten bis zur Gegenwart sich nicht gebeugt hätte. Verteidiger der „Lebenskraft“ war Müller seit seiner Bonner Studentenzeit; daß und wie er es geblieben ist, zeigt vor allem sein Handbuch der Physiologie. Wenn er sich in diesem Werke als Anhänger der von G. E. Stahl zu Anfang des 18. Jahrhunderts ausführlich dargelegten und von J. Chr. Reil zu Ende desselben Jahrhunderts ernst verfochtenen Lehre von der sog. Lebenskraft bekennt, so hat er doch diese Lehre nicht einfach übernommen, er sucht sie zu rechtfertigen, gegen Mißverständnisse zu verteidigen und zu vertiefen. Es dürfte sich auch heute lohnen, diesen Gedankengängen Müllers nochmals nachzugehen und das darin Brauchbare für die Gegenwart zu übernehmen. Freilich fühlte auch Müller, daß damit der Schleier von den Geheimnissen des Lebens nicht weggezogen sei, und wenn er in seiner späteren Forscherzeit gerade die tiefer stehenden Tierklassen besonders studierte, so geschah dies auch deshalb, weil er hoffte, „auf diesem Wege dem Ziel, das er im stillen stets verfolgte, das Geheimnis des Lebens zu ergründen, sich immer mehr zu nähern“.

In dem bekannten Pariser Gelehrtenduell Cuvier-Geoffroy, ob Urkonstanz oder Deszendenz, hatte sich Müller schon in der ersten Auflage seines Handbuches der Physiologie (1833) entschieden auf Cuviers Seite gestellt. Etwa zwanzig Jahre nach dieser ersten Stellungnahme kam Müller durch einen zufällig in Triest gemachten marinen Fund in eine für seinen Deszendenzstandpunkt ganz kritische Lage; viele Monate hindurch wurde seine Seele durch diesen Fund und sein näheres Studium gequält und wirklich aus dem Gleichgewicht gebracht. Müller sah zu seinem Staunen in einer See- walze, also einem Tier, das zum Stamm der Stachelhäuter gehört, ein langes schlauchförmiges Gebilde, das in großer Zahl junge Schnecken lieferte — und dabei handelte es sich nicht um etwas Anormales, sondern um etwas regelmäßig Wiederkehrendes. Das nahm sich aus, wie wenn ein Säugetier, etwa eine Kage, ein Organ in sich trüge,

aus dem Matkäfer keimten. Noch ein Jahr später spricht Müller zweimal in Briefen aus Triest von dieser „Schneckenpein des vorigen Jahres“. Seine ganze Beobachtungs- und Forscherkunst konnte das Rätsel nicht lösen; die Sache blieb ihm ein unverdauter wissenschaftlicher Fremdkörper, der ihm Unbehagen verursachte. Er durchdenkt alle Möglichkeiten, und es ist für die damalige Zeit nicht zu verwundern, daß er sich als Forscher auch die Frage stellt — und hier haben wir die Verknüpfung mit dem Deszendenzproblem. — „Sollte dies eine Art sein, wie die Natur neue Tiergeschlechter ins Dasein ruft? Sie entstünden nicht in der Luft und nicht im Schlamm des Meeres [die bekannten Träumereien von Urzeugung], sondern in einem Organ ad hoc innerhalb eines vorhandenen Tieres, also durch einen schon vorhandenen organischen Werkmeister, der zwar in seinem eigenen Dienste Gleiches aus Gleichem erzeuge, aber auch im Dienste einer höheren Geseßgebung in die Geschichte der Schöpfung nach Geseßen eingreife, die für jetzt noch unsern Blicken entzogen sind.“ Aber Müllers gesunder Sinn konnte den Gedanken, daß eine Seewalze Schnecken erzeuge, auf die Dauer nicht ernst nehmen. Schließlich macht der von ihm gewählte Erklärungsversuch, den er nicht beweisen konnte und der für den damaligen Stand der Forschung sich auf recht unwahrscheinliche Annahmen stützte, seinem Scharfsinn alle Ehre; denn er traf im wesentlichen das Richtige mit der Behauptung, der die jungen Schnecken liefernde Schlauch in der Seewalze könne nur eine wurmförmig gewordene, also gleichsam verlarvte geschlechtsreife Schnecke sein, welche auf irgend eine Weise in die Seewalze eindringe, sich stets an der gleichen Stelle des Seewalzendarmes anhefte und parasitisch lebe. Nach zwei Jahren verfolgte Müller dieses Schneckenproblem nicht weiter. Du Bois-Reymond meint (1858) in seiner Gedächtnisrede auf Johannes Müller — desgleichen Haberling in der Biographie —, er habe das Problem nicht länger verfolgt, weil er „vor den Folgen der Tatsachen zurückschrökte“. Man kann heute nur lächeln, wenn Du Bois-Reymond gerade im Anschluß an diese Schneckengeschichte die gewaltigen Worte prägt: „Er fühlte sich vielleicht nicht mehr jung genug, um die, wie er argwöhnte, ihm angebotene Rolle eines Zertrümmerers der alten Ordnung zu übernehmen, wo er kaum hoffen durfte, selber noch Hersteller einer neuen Ordnung zu sein oder auch nur dieselbe zu erleben.“ Nein, Müller hatte aufgehört zu forschen, weil er keine Spur vom Weg zu weiterem Eindringen sah. Das allein entspricht seiner Art. Allem Anschein nach hat aber Du Bois-Reymond noch 1858 weltanschaulich katastrophale Ergebnisse aus der Enthüllung des Schneckenrätsels erwartet, wozu objektiv gar kein Grund vorlag.

Also Müller war in keiner Weise Materialist, er ging auch nicht auf den Wegen des zu Ende seines Lebens stark einsetzenden Mechanismus. Eher lassen sich pantheistisch klingende Sätze in seinen Schriften finden. So wird es auffallen, daß er seiner Doktorarbeit ein längeres, wirklich Pantheismus aussprechendes Zitat aus Giordano Bruno vorsetzt. Aber zunächst sind es nicht eigene, sondern zitierte Worte; und wenn er diese übernimmt, so ist damit nicht gesagt, daß er jedem Sätzchen desselben zustimmt. Und hätte er dies auch tun wollen, so ist doch fraglich, ob der damals erst einundzwanzigjährige, unter dem Banne seiner Lehrer und der Zeitphilosophie stehende Student deren Sinn und Tragweite völlig erfaßte. Wenigstens verwahrt er sich drei Jahre später eigens „gegen den Verdacht des Spinozismus“; zur Frage, was eine wissenschaftliche physiologische Behandlung der Psychologie sei, weist er auf die drei letzten Bücher der Ethik des Spinoza hin, „deren psychologischer Inhalt — wie er hinzufügt — von den übrigen Lehren dieses Mannes als unabhängig angesehen werden kann“.

Wohl das größte Entgegenkommen — aber auch nur ein äußeres —, das er dem Pantheismus macht, findet sich im dritten Abschnitt des zweiten Bandes der Physiologie, der 1840 erschien. Der Teil, welcher „die Lehre vom Seelenleben, von der Zeugung und Entwicklung“ vorlegt, geht zuletzt über das rein erfahrungsmäßige Wissen hinaus. Müller hält dies in seinem Forschungsgebiet eigentlich für unangebracht und will sich deshalb „darauf beschränken, eine spekulative Entwicklung jener beiden Alternativen, der idealistischen und der pantheistischen Weltanschauung, ohne Begünstigungen der einen oder der andern“ hinzustellen. „Ich bin einer besondern Form der Philosophie nicht ausschließlich gefolgt, sondern habe jedes der beiden Systeme so dargestellt, wie es ohne Verwickelung mit den physiologischen Tatsachen und im möglichsten Einklang mit denselben am reinsten geschehen kann“ (229). Sein Freund Alexander v. Humboldt dankte ihm damals in einem Briefe voll höchster Anerkennung für die reichste Belehrung, die er in dem zweiten Bande der Physiologie gefunden habe, und fügt zu unserem Gegenstand die Bemerkung bei: „Da ich der pantheistischen Ansicht nur zu egerisch geneigt bin, so freue ich mich der Schweben, in der Sie die beiden kosmologischen Systeme gehalten“ (230).

Wir haben in diesem Zusammenhang noch kurz auf Wilhelm Bölsche hinzuweisen. Dieser konnte in seiner Haeckel-Biographie selbstverständlich nicht an Johannes Müller, zu dessen letzten Schülern Haeckel gehörte, vorbeigehen. Ich gestehe, daß mir die Charakterzeichnung Müllers, die von Bölsche gegeben wird, jetzt nach dem Studium des Haberlingschen Werkes mehr zusagt als früher, wenn sie mir auch jetzt noch in manchen Ausdrücken zu schwärmerisch und dazu mit monistisch eingestelltem Auge entworfen scheint, indes ich bei dem reifen Forscher Müller von Monismus nichts entdecken kann. Im übrigen sprechen Bölsches Worte stark in unserem Sinn. Die folgenden Sätze seien herausgehoben:

„Nur mit einer gewissen Scheu nähert man sich dem geistigen Innenleben einer solchen Gestalt wie Johannes Müller und fragt, wie er geworden sein kann, was er war. Es besteht kein Zweifel, daß der Grundzug seines Wesens eine ganz eigentümlich tiefe Religiosität war. In seinem Herzen lebte ein Mystiker. Aber aus dieser Tiefe gerade muß das ganze Magische seiner persönlichen Wirkung gestiegen sein. . . . Jeder, der ihn verstand, also jeder ‚echte‘ Schüler Müllers, bekam es wirklich wie eine Suggestion mit: alles Forschen und Ringen da oben, ob ihr nun Seesterne zergliedert oder Fische in ein System bringt, — es hat im letzten Zusammenhang doch nur Sinn in dem heiligen inbrünstigen Verlangen eurer Seele nach tief innerlichem Weltentrost, nach Weltanschauung.“ Was den Schüler „nie mehr verließ in der Nachfolge Müllers, das war der große Mahnruf, daß diese Dinge da draußen und drinnen zueinander strebten“. Schon Müllers Blick, den kaum einer ausgehalten, habe eine Verpflichtung auferlegt, „die Verpflichtung, alles aus der Tiefe zu nehmen. Ob Echinodermenlarve oder das Lichtpünktchen eines fernsten Sternes — in allem ist Gott. . . . Die tiefste Sonne Goethes war es, die hier aus diesem sonderbaren dunklen, kantigen, schwerbegreiflichen Edelstein doch immer wieder große strahlende Funken schlug“ (Haberling 80 f.).

Schließlich sei hier gesagt, daß Müller ein großer Verehrer und Anhänger des Aristoteles war, nicht nur des Physiologen und Zoologen, sondern vor allem auch des Philosophen Aristoteles. Es sind Einzelheiten, daß er selber eine Aristoteles-Schrift, die Lehre vom Traum, ins Deutsche übersetzte, daß er es sich unsägliche Mühe kosten ließ, bis er den „Hai des Aristoteles“, den heutigen „glatten Marderhai“ in den Meeren wieder entdeckt hatte und des

Aristoteles Angabe über dessen Ontogenese bestätigen konnte. Aber kein geringerer als Adolf Trendelenburg durfte dem hinzufügen: „Aristotelisch war Müller in der Strenge der Methode, in der analytischen Schärfe, aristotelisch in der die Welt der Tatsachen durchsuchenden, sichtenden Beobachtung und in der Weite seines wissenschaftlichen Horizontes, aristotelisch endlich in der Auffassung der Prinzipien“ (Haberling 40).

Noch bleibt die Frage: Wie hat sich Müller in seinen wissenschaftlichen Schriften zur christlichen Offenbarungsreligion gestellt? Eine direkte Stellungnahme ist nach dem, was oben ausgeführt wurde, nicht zu erwarten. In einer Jugendschrift („Über die phantastischen Gesichtserrscheinungen“, 1826) stehen allerdings Sätze, aus denen strenge Beurteiler mit Recht antichristliche Folgerungen entnehmen könnten. Die Hauptergebnisse dieser Schrift hatte Müller durch quälerische Selbstbeobachtungen, die er dann bald mit Krankheit büßen mußte, gewonnen. Und von den physiologischen Beobachtungen im Gebiet der Sinnestäuschungen geht er dann über „auf die unendlich lange Reihe von Erscheinungen und Visionen, wie sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten eine so wichtige und oft so verderbliche Rolle gespielt haben“ (74). Da schreibt er u. a. die folgenden Sätze:

„Das Gespenst und die Dämonen aller Zeiten, die göttliche Vision des Asketen, die Geistererscheinung des Magikers, das Traumobjekt und das Phantastebild des Fiebernden und Irren sind eine und dieselbe Erscheinung. Nur der Gegenstand ist verschieden nach der Richtung einer exzentrischen Phantasie, eine göttliche Vision dem religiösen Schwärmer, dem Furchtsamen ein furchtbares Phantasma... Der Zeitgeist leiht diesem plastischen Einbilden andere Objekte. Im Mittelalter träumt man auch am hellen Tag. In der neueren Zeit hat niemand mehr Visionen. Die Wunder der Religion sind zu den Wundern des Magnetismus geworden... In allen diesen Erscheinungen sehen wir die Gebilde unserer eigenen Sinne draußen... So kommt es dahin, daß wir an unsern Selbstererscheinungen uns begeistern, daß wir sie anbeten“ (74 f.). Wenn Haberling diese Worte ohne Einschränkung als „für alle Zeiten gültige Sätze“ bezeichnet, so vermögen wir dem nicht zuzustimmen; wir glauben, daß auch Müller in seinen reifen Jahren diese Sätze nicht mehr wörtlich veröffentlicht hätte, daß er sie erst recht heute nicht mehr genau so schreiben würde. Er schrieb sie im Alter von 25 Jahren.

Soweit wir sehen, kann Haberling nur einmal eine öffentliche und amtliche Äußerung Müllers erwähnen, die man als Bekenntnis zum Christentum betrachten darf. Als Rektor der Universität hatte er im Dezember 1847 den neuen Universitätsprediger in sein Amt einzuführen; bei der Begrüßung betont er, „daß die höchste wissenschaftliche Forschung doch keinen Wert habe, wenn sie sich nicht mit der Religion, mit dem christlichen Geiste verbindet“ (312). Ebenso hatte Müllers Kirche, die katholische, einmal Anlaß über ihn öffentlich zu sprechen, bei seinem Begräbnis. Aus der Leichenrede des Propstes Pellgram¹ — er kam von Berlin 1865 als Bischof nach Trier — drückt auch Haberlings Biographie den Satz ab: „Ungeachtet des hohen Ruhmes, den sein Name erlangt hat, hat es ihm nicht an gläubiger christlicher Demut gefehlt, und wie an dem Orte gemeinschaftlicher Gottesverehrung, so hat er

¹ Bei Haberling steht unrichtig Pelgram. Über die Bischofswahl in Trier im Jahre 1865 vgl. etwa D. Pfülf, Bischof von Ketteler II (Mainz 1899) 418 ff.

zu Hause seinem Gott treu gedient“ (451) — „und“, wie wir nach P. Knepper¹ hinzufügen, „seine Weisheit und Größe um so mehr bewundert, je weiter er in die Wissenschaft eingedrungen“. Knepper entnimmt seinem Bericht der „Berliner Nationalzeitung“ vom 2. Mai 1858, wo es auch heißt: „Als Mitglied der hiesigen Hedwigsgemeinde wurde dem Verstorbenen der Dienst der katholischen Kirche zuteil.“

Gerade hier bieten die jetzt in Haberlings Buch veröffentlichten Briefe Müllers wertvolle Ergänzungen, die wirklich zeigen, daß er an einen persönlichen Gott glaubte, daß er sich — vorab in schweren Stunden — als Christen und Katholiken bekannte.

IV.

So offen und vertraulich Müller in den zahlreichen Briefen an Frau und Kinder auch über manche andere Dinge spricht, so wortkarg bleibt er im ganzen bezüglich des religiösen Gebietes. Wenn aber alles irgendwie Bemerkenswerte herangezogen wird, wo entweder seine Seele sich direkt religiös ausspricht oder doch warmes Interesse für alles Religiöse, das er auf seinen Reisen wahrgenommen hat, an den Tag gelegt wird, ergibt sich immerhin ein einigermaßen deutliches Bild.

Geht man die vielen Briefe durch, so wird man angenehm überrascht, wie der exakte und ganz von seinen wissenschaftlichen Arbeiten in Anspruch genommene Naturforscher überall die religiöse Kunst, namentlich Baukunst, Malerei und Musik, dazu noch den Gottesdienst, den liturgischen wie den der gewöhnlichen Volksandachten, auf seine Seele einwirken läßt. Müller zeigt sich da als ein Mann, der für alles Schöne ein aufgeschlossenes Herz mitbringt, aber auch für die Würde des Gottesdienstes ein feines Gefühl hat und Auswüchse, wie er sie namentlich in Italien, aber auch in England fand, scharf rügt. Die katholische Einstellung und warme Anteilnahme ist bei seinen oft recht ausführlichen Schilderungen kirchlicher Bauten und Kunstwerke und kirchlicher wie volkstümlicher Feierlichkeiten unverkennbar. So sagt er z. B. in einem Brief aus London vom 11. September 1837: „In Hampton Court sind die Raffael'schen Kartons über alle Vorstellung schön, darunter eine Apostelpredigt, die, wie sich denken läßt, die Hussitenpredigt für immer vergessen macht“ (189 ff.). Unter dieser Hussitenpredigt ist das gleichnamige, ein Jahr früher entstandene Bild von Karl Friedrich Lessing zu verstehen, dessen anti-katholische Tendenz damals unter den Katholiken peinliches Befremden hervorgerufen hatte.

Sehr gern gab der Forscher sein Ohr und seine Seele der Tonkunst hin. Ihre starke Einwirkung hatte schon der zwanzigjährige Mediziner in den Ferien erfahren. Da war er in der musikalischen Ostermesse, die in der St. Castorkirche zu Koblenz vom Chor herab gesungen wurde, „auf das Tiefste erschüttert“ worden; die ihm damals noch unbekanntes Sängerin — das stand bei ihm fest — mußte seine Frau werden. Und so ist es geschehen, allerdings erst sechs Jahre später. Bescheiden hat Nanny Zeiller von sich gesagt, daß sie bei der

¹ Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft (Freiburg 1903) 200. Ebenso in der dritten Auflage (1912) 374.

Heirat ihrem Manne nur „ihr Gesangbüchlein“ ins Haus gebracht habe. Aber zu diesem Gesangbüchlein gehörte, wie gerühmt wird, eine wunderbare Stimme, gehörte auch eine reiche religiöse Seele.

Noch ein Beispiel dafür, wie Müller nichtkatholischen Gottesdienst am Maßstab des katholischen mißt. Aus London schreibt er am 10. September 1837: „Von großem Interesse war für uns der englische Gottesdienst in St. Pauls, einer prächtigen Kirche in der Art wie St. Peter in Rom, mit sehr vielen Denkmälern für Helden. Der Gottesdienst nähert sich einigermaßen dem unserigen in den vesperartigen Gesängen und Litaneien, die gesungen werden. Man kann sich nichts Schöneres denken als diesen Kirchengesang in den einfachsten mit Begleitung der Orgel mehrstimmig ausgeführten Melodien.“

Müllers Briefe an seine Familie zeigen aber nicht nur, daß das Religiöse in Kunst und Kult von außen an ihn herantritt und in seine Seele eingeht, sie zeigen auch häufig genug, daß Religiöses in Form von Gedanken, Wünschen, Gebeten aus seiner Seele herausquillt. Vom ersten Briefe an seine Frau, 7. September 1828, bis zum September 1853, also durch fünf und zwanzig Jahre finden sich solche Stellen in den Briefen.

Wir stoßen zunächst auf folgende kurze Sätze: Grüß Dich Gott; Gott behüte Euch; Gott sei Dank; was Gott verhüte; so Gott will; Gott sei mit Euch; der Himmel schütze Euch; Gott gebe; Gott nehme Euch in seinen Schutz; Gott schütze Euch.

Sollte jemand entgegenen wollen, das seien bedeutungslose Formeln, so muß der häufige Wechsel im Ausdruck, des öfteren auch der Zusammenhang es nahelegen, daß Müller diese Worte in ihrem eigentlichen Sinne nimmt.

Diese Auffassung wird zur Gewißheit durch eine Anzahl von Stellen, deren Inhalt augenscheinlich vom Schreiber tiefer erfaßt und auch mit Innigkeit ausgesprochen wird. Wir zitieren die folgenden Sätze:

„Gott nimmt Dich in seinen allwaltenden Schutz“ (96). „Nun so behüte der ewige Himmel Euch und mich die sechs Tage“ (96). „So findet der Mensch in leidenvollem Augenblick auf seine Knie fallend Trost“ (96). „Gott der Heiland gebe, daß einmal diese Zeit der Unruhe vorüber ist“ (97). „Der Allmächtige, der uns wieder zum Glück aufgerufen, erhalte unser Glück“ (97). „Weiß es doch der Himmel, daß dies doch die Mitte und Erlebensfeder all meines Handelns geworden und sein wird“ (119 f.). „Gottes Engel begleiten Euch und ich komme Euch abholen“ (130). „Gib Dich keinen unnützen Sorgen hin; wenn ich wieder da bin, wollen wir schon vorerst das Nötige bedenken und dann getrost auf Gottes Güte vertrauen, die uns durch mancherlei Unglück blühend erhalten hat“ (132). „Laß mich Gott auch fähig werden, Dich zu beglücken, Dich zu erfreuen, und erhalte Gott unsere kleinen Seelchen“ (134). „Gott gebe zu den Bädern, auf die ich großes Vertrauen habe, seinen Segen“ (245). „Gott schütze ihn (seinen Sohn) und Euch und führe uns bald gesund und gestärkt wieder zusammen“ (295). An seinen Sohn: „Gott beschütze Dich und unsere Lieben und Deinen treuen Vater“ (326). „Gott schütze Euch und führe mich beladen mit wissenschaftlichen Schätzen in Eure Arme“ (333). „Unsere Gesundheit ist vortrefflich. Möge der Himmel Euch daheim ebenso wohl bewahren, das ist mein heißes Gebet“ (345). Und in demselben Jahre 1850 hatte er an die hochbetagte Mutter, die krank gewesen war, geschrieben; „Gott erhalte uns Dein teures Leben noch recht lange und möge Dein Alter durch freundliche Tage und erfreuliche Erlebnisse erheitern“ (342). Im Jahre 1856 spricht er in einem Dankschreiben an den italienischen Unterrichtsminister von der Vorsehung (443).

Der Christ betet ganz besonders in den Tagen des Unglücks und der Not. Er fühlt es, daß er die Last des Kreuzes unter dem Segen des Gebetes kraftvoller und würdiger trägt und dann sich selber veredelt. Wenn auch Müllers Name durch Jahrzehnte in ganz Europa als heller Stern erstrahlte, so fehlten ihm dabei die gewöhnlichen und selbst außergewöhnliche Heimsuchungen des menschlichen Erdenloses nicht. Furchtbar litt er als Rektor der Universität im Revolutionsjahr 1848; diese vorab seelischen Leiden entwickelten sich zu einer längeren Krankheit, die bis weit in das folgende Jahr andauerte. Schwer krank war er schon 1828 gewesen; dazu kommt noch sein Leidenszustand in den letzten Monaten vor seinem Tod. Eine arge Enttäuschung war es ihm auch, als er immer klarer erkannte, daß sein Sohn Max, der Arzt geworden war, ihm in der Laufbahn des Gelehrten nicht nachfolgen werde. Daß Müller unter all diesen Heimsuchungen schwer litt, erkennt man leicht. Da aber zu ausführlichen brieflichen Äußerungen darüber kein Anlaß vorhanden war, wissen wir nicht, wie er im tiefsten Innern seiner Seele damit gerungen hat.

In Müllers Leben ereigneten sich aber auch zwei mit ganzer Plöglichkeit eintretende Unglücksfälle, der eine hoch auf den Alpen, der andere auf dem Meere, und beide lassen einen tieferen Blick in diese religiöse Seele, welche sonst so versiegelt ist, tun.

Das Sommersemester 1853 war zu Ende. Müller hatte beschlossen, diesmal seine zoologischen Ferienstudien bei Messina zu betreiben. Zunächst war also eine lange Reise notwendig. Man reiste zu viert: Müller, sein Sohn Max, der Zoolog Dr. Troschel und noch ein Student. Der erste in Berlin eintreffende Brief ist vom 6. August, geschrieben in „Airolo am Fuße des Gotthard“. Er enthält nur wenige Zeilen: „Wir haben einige Stunden Aufenthalt, dadurch, daß der Wagen gebrochen ist. . . . Der Wagen brach just beim Abfahren (vom Hospiz auf der Paßhöhe), um wieder herabzusteigen.“ Nochmals schreibt Müller ganz kurz am folgenden Tag von Magadino am Lago Maggiore. Wir vernehmen jetzt, daß der „Postwagen umschlug, daß aber niemand Schaden gelitten hat“. Dieser Brief war „per Expres zu bestellen“. Müller wollte so verhüten, daß Frau und Tochter zuerst durch Zeitungsberichte von dem Unfall erfuhren. Erst der lange Brief aus Genua vom 9. August gibt den ausführlichen Bericht. Noch drei Tage nach dem Unfall steht Müller so unter dem Eindruck des Erlebten, daß er beginnt: „Wir sind wunderbar durch Gottes Hand gerettet worden.“ Die lebendige Schilderung des Unfalls umfaßt über eine Druckseite. Das Unglück „ereignete sich um 5 Uhr abends noch dicht beim Hospitium . . . unmittelbar nach dem Abfahren von der Station bei der ersten Wendung“. Wer Alpenstraßen und das Fahren der Alpenposten — fast sind sie verschwunden — kennt, weiß, daß beim saufenden Abwärtsfahren gerade diese Wendungen der in vielen Serpentinien zu Tal gehenden Straßen gefahrvolle Stellen sind. Der Wagen stieß an einen Prellstein, riß ihn aus und fiel „im Nu von dem Damm des Weges hinunter auf den etwas abhängigen Boden“. Die vier Berliner blieben ohne Verletzung; „so völlig unversehrt, das ist ja das Wunderbarste von der Welt, was schwer zu begreifen ist, wenn man den zertrümmerten Wagen 10—15 Fuß unterhalb dem Fahrweg liegen sah“. Von den sechs übrigen Fahrgästen hatte ein Franzose einen Unterarmknochen gebrochen, ein Italiener durch Glasscherben stark blutende Kopfwunden erhalten. „Max (24jährig) und ich bekamen nun im Hospitium unser Geschäft mit den Verwundeten“, als Ärzte. Müller muß noch beifügen: „Wir waren lange Zeit sehr verstimmt und vergaßen den Schreck erst allmählich.“ Aber am Schluß des Briefes bittet er Frau und Tochter: „Danket Gott mit uns für seinen Schutz. Ich drücke Euch viel tausendmal ans Herz

und sehe das Leben und was ihm Wert gibt, Euch Lieben, als ein neues Geschenk des Himmels an.“ — In Messina ging es gut; das „Müllernez“ arbeitete vorzüglich; ein Radiolarien-Dorado erschloß sich (382—386).

Schlimmer noch war das zweite Unglück, gut zwei Jahre später. Müller war bereits 54 Jahre alt. Während Frau und Tochter die Ferien in Honnef am Rhein verlebten und der Sohn als junger Arzt in Köln arbeitete, hatte Professor Müller mit vier eifrigen jungen Leuten eine zoologische Nordlandsreise angetreten. Die Briefe beginnen mit dem 7. August und kommen der Reihe nach von Kopenhagen, Wallö, Christiansand; dann am 24. und 30. August von Bergen. Leider war die zoologische Ausbeute kläglich. Zwar gab es für die jungen Begleiter genug Zoologisches zu sehen und zu lernen, aber neues wissenschaftliches Arbeitsmaterial, das Müller sich für das bevorstehende Wintersemester ersehnte, wurde nicht gefunden. Sein Brief vom 30. August verrät Ratlosigkeit und Kleinmütige Verzagttheit. Seine Frau, die sogleich die ganze Tiefe des seelischen Barometerstandes herauslas, schrieb an ihren Sohn: „Der Brief vom Vater hat mich beunruhigt, mehr noch für den kommenden Winter als für den Augenblick. Wenn er doch etwas fändel! Ich habe ihm längst geraten, einmal mit den Larven (der marinen Tiere) abzuschließen und sich auf anderes zu werfen. So viel steht fest, daß einer von uns (d. h. von den Familienangehörigen) künftig allein mit ihm geht und zwar seine Frau. Er muß (auf seinen Reisen) einen haben, der ihn tröstet und stützt.“ Und gerade in diesem Zustand seelischer Depression kam das neue Unglück, der Schiffbruch.

Am 10. September traf das folgende Telegramm in Köln bei Dr. Max Müller ein: „Ich befinde mich wohl in Christiansand und bin mit Geld versehen. Unser Dampfschiff ist untergegangen. Ich komme nach dem Rhein. Dr. Joh. Müller, Prof.“ Vom gleichen 10. September ist ein kurzer Brief datiert; den längeren brieflichen Bericht schrieb Müller am 12. September in Hamburg. Der erste Brief meldet: „Ich bin wieder in Christiansand und eben lebendig aus dem Wasser gezogen, nachdem unser Dampfschiff kurz nach der Abfahrt von Christiansand mit einem andern Dampfschiff durch Zusammenstoß in der Nacht (vom 9. auf 10. September, Sonntag auf Montag) in den Grund gefahren ist. . . . Wir stürzten alle mitsamt dem untergehenden Schiff ins Wasser, und ich schwamm einige Zeit im Meer herum, bis ich gerettet wurde.“ Müller schrieb diesen ersten Brief noch auf dem Dampfschiff, welches die geretteten Schiffbrüchigen aufgenommen hatte, und beendigte ihn mit folgenden Worten, die ihm offensichtlich aus tiefster Seele kommen: „Gott hat mich Euch abermals wiedergegeben. Laßt uns ihm mit inbrünstigem Herzen danken“ (426).

Außer dem längeren Bericht vom 12. September an die Seinigen mußte Müller in den nächsten Wochen auch manchem befreundeten Gelehrten von dem Unglücksfall Mitteilung machen; er hat bald längere bald kürzere Schilderungen der Einzelheiten gegeben. Einige dieser Briefe sind in neuerer Zeit veröffentlicht worden. Eine ebenfalls aus seiner Feder stammende Darstellung erschien nach seinem Tode in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ (10. Juli 1858). Durch Benützung sämtlicher Berichte ließe sich eine recht vollständige, dazu anschauliche und ergreifende Beschreibung des ganzen unglücklichen Dramas gewinnen. Wir beschränken uns auf wenige Sätze.

Müllers Dampfer „Norge“ wurde von dem Dampfer „Bergen“ so angefahren, daß er notwendig nach kurzer Zeit sinken mußte. Manche Passagiere entledigten sich deshalb sofort der Kleider und sprangen ins Meer. Müller blieb auf dem Schiff in der Hoffnung auf ein Rettungsboot. Schließlich war auch eines der vier mangelhaft bereit ge-

haltenen Rettungsboote auf Deck hergerichtet. Müller hatte gerade darin einen Platz bekommen, da erfolgte eine Explosion und Schiff und Boot und alles ging jählings in die Tiefe. Trotz des großen Kleiderballastes vermochte Müller lange Zeit zu schwimmen. Herumtreibende Trümmer und besonders eine schwimmende Treppe, an die er sich anklammerte, erleichterten ihm das Aushalten. „Ich hielt mich gut und dachte, daß ich mich für Euch an diesem Stück Holz hielt.“ Schon hatte er dann vollständig auf Rettung verzichtet, als er ein Boot erblickte, das Menschen herauszog. Mit neuer Lebenslust und Kraft ruderte er ihm entgegen. Das Boot war seine Rettung. „Ich muß jetzt wieder von neuem zu leben anfangen, es wird jetzt etwas weniger unruhig, etwas weniger rastlos vor sich gehen.“ Gerettet hat er nur, was er an Geld bei sich trug. Von seinen jungen Reisegefährten waren glücklicherweise zwei noch in Bergen geblieben, zwei andere waren bei ihm auf dem Schiffe. Der eine gehörte zu den 43 Geretteten; der andere zu den 50 Toten. „Dieser Tod eines so hoffnungsvollen und mir teuren Kindes (der Student war der Sohn einer Witwe, deren verstorbenen Mann mit Müller sehr befreundet gewesen war) von den lebenswürdigsten Eigenschaften versetzt mich oft in das tiefste Leiden, und es wird lange dauern, aus diesen Stimmungen herauszukommen.“ So schreibt er schon am 12. September, muß aber dann wieder auf sich und seine Rettung blicken und fügt bei: „Zulezt kann ich mir aber auch nicht verschweigen, daß mir auch das Leben nur von der Allmacht geschenkt worden“ (426—429 435 f. 487 f.). Es verrät zarte Nächstenliebe und starke Selbstüberwindung, daß Müller die Witwe in Berlin nicht nur zuerst auf die Todesnachricht vorbereiten ließ und dann ihr selber von Hamburg aus schrieb, sondern auch eigens nach Berlin reiste, um die Frau persönlich zu trösten — das alles, bevor er die Seinen, die in Köln weilten, gesehen und gesprochen hatte.

Dann aber suchte Müller sogleich die Einsamkeit und eine ablenkende Arbeit. Ende September sammelt er in der einsamen Eifel Devon-Versteinerungen. Wie groß dieses Sehnen nach stiller Zurückgezogenheit damals in ihm war, zeigt ein Brief vom 1. Januar 1856 an seine Schwester: „Ich habe seit meinem Unglück, dem Schiffbruch, sehr viele Briefe aus nahe und ferne voll Anteil an diesem Ereignis und an meiner Errettung erhalten; habe sie aber lange ohne Antwort gelassen, weil ich nicht in der Verfassung gewesen bin, mich über meine Schicksale auszulassen und der größten Stille und Zurückgezogenheit bedurfte, um mich wieder zu sammeln“ (435).

Aber die Einsamkeit, die in Müller die religiösen Gedanken nur vertiefen konnte, mußte aufhören, nachdem in Berlin das Wintersemester begonnen. Dort gab es zahlreiche Glückwunschbesuche offizieller und privater Natur. Müller konnte oft seine Rührung nicht verbergen, auch nicht, als die Studenten ihm in der ersten Vorlesung huldigten.

Eine besondere Ehrung, welche seine Studenten ihm am 21. November bereiteten, gehört noch näher zu unserem Thema. An diesem Tage fuhr eine Abordnung „von zwölf sehr elegant gekleideten jungen Leuten“ bei seiner Wohnung vor. Mit einer Rede überreichte ihr Führer einen Lorbeerbekränzten Becher, auf dem die Worte standen: „Dem treuen Kämpfer für Wissenschaft und Wahrheit, den Gottes starke Hand so wunderbar erhalten, in tiefer Verehrung die dankbaren Schüler.“ Diese Schüler waren demnach der Überzeugung, religiös vor ihm sprechen zu müssen. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch der Professor in seiner Antwort religiöse Töne anschlug; denn vier Tage später schreibt seine Frau an den Sohn: „Als der Becher übergeben war, . . . hielt der Vater eine wunderschöne Gegenrede. . . . Wir waren alle tief ergriffen davon, so warm aus der Seele, und

aus einer hochgestimmten Seele kamen die Worte. In aller Augen stunden Tränen“ (431 f.).

Von verschiedenen Seiten wird angegeben, daß Müller nach diesen Unfällen, besonders nach dem zweiten, seelisch gewonnen hatte. Im Verkehr wurde er mehr aufgeschlossen und lebenswürdiger, in der Familie geduldiger und aufgeräumter, nach außen leutseliger und gütiger, gegen die Fachgenossen neidlos. Er sagte einmal: „Der Neid ist bei mir in Bewunderung umgeschlagen. Aber das ist eine Höhe der Gesinnung, zu der man erst allmählich gelangt.“ Und Beachtung verdient auch das Wort, welches er im Juli 1856 dem Freunde Regius schreibt: „Ich erkenne dankbar an, daß man mit den Jahren doch auch reicher an geistigen Gaben wird, weniger rasch, aber besonnener“ (441).

Über Müllers Tod ist hier nicht eingehend zu berichten. Denn weder in der neuen Biographie noch sonst ist irgend etwas mitgeteilt, das sich mit dem Religiösen berührt. In dem Winter 1857/58 zeigte sich fortschreitende Arterienverkalkung. Nur mit größter Mühe erfüllte der Professor die Verpflichtungen des Wintersemesters. Die Osterferien brachten keine Erholung und Besserung. „Am 28. April 1858 wachte Müller froh und heiter auf und unterhielt sich mit seiner Gattin anscheinend vollkommen wohl. Dann schlief er wieder ein. Und als nach zwei Stunden man ihn wieder wecken wollte, fand man ihn tot im Bette liegen“ (450). Er wurde auf dem katholischen Kirchhofe in der Lussenstraße begraben. Im Jahre 1899 hat seine Vaterstadt Koblenz dem großen Sohne auf dem Jesuitenplatz ein würdiges Denkmal gesetzt.

Wir sind am Ende unserer Darlegungen. Die Leser seien den Eindrücken, welche sie erhalten haben, überlassen, ohne daß ein Zusammenhang oder kritische Formulierung von Ergebnissen ihr Urteil zu fester Stellungnahme zu bestimmen sucht. Von einer solchen Formulierung sehen wir hauptsächlich deshalb ab, weil auch jetzt ein abschließendes Urteil über Müllers Verhältnis zur Religion noch nicht möglich ist. Denn nach wie vor bleibt es dunkel — abgesehen von dem matten Zeugnis, das Pellgramm am Grabe ablegte —, wie Müller sich während der 25 Berliner Jahre in Berlin selbst zum praktischen Christentum, zum christlichen und kirchlichen Tatleben gestellt hat. Ohne weitere Nachforschungen, bloß aus gewissen Anzeichen, die man vielleicht wahrzunehmen glaubt, zu behaupten, daß er darin stärker versagt hat, scheint uns voreilig.

Wir hoffen, ein Dreifaches geboten zu haben: Zunächst nicht etwa nur eine anregende Lesung, sondern eine geordnete und erschöpfende Zusammenstellung alles dessen, was Müllers Briefe über sein Verhältnis zur Religion sagen oder andeuten. Sodann eine starke Anregung zu weiteren Nachforschungen, die vor allem für die Jahre 1833—1858 das kirchliche Leben der katholischen Gemeinde in Berlin (St. Hedwig, Vereine) zu studieren hätten. Endlich für das Studium von Haberlings dankenswerter Biographie einen kräftigen Antrieb und eine orientierende Einleitung.

Joseph Rompel S. J.